

Es werde Licht! : Material für Lektionen der mittleren Primarklassen

Autor(en): **Schöbi, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **31 (1944)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nähren und unsern Beruf leben, oder doch zu leben uns bestreben, dann werden sich auch gerade von dieser „Ausschliesslichkeit auf Gott hin“ alle die verschiedenen Probleme des Berufes letztlich einmal glücklich lösen. Dann wird uns alles andere buchstäblich „dazu gegeben“ werden! Dann werden wir gewiss mit der Zeit, wenn auch nicht gerade „allen alles“ werden, so doch vielen vieles! Erlassen wir es uns aber niemals, zuerst unser eigenes Leben eindeutig auf Gott zu richten, denn das „Neue Volk“ antwortet auf die Frage: „Wo liegt eigentlich der tiefste Grund unserer Krisis?“ mit dem Ausspruch eines Mystikers: „Nicht dass die Schlechten schlecht sind, ist das grösste Uebel, sondern dass die Guten nicht wahrhaft gut sind.“

Freuen wir uns an unserm schweren, aber schönen Berufe! Heinrich Federer, unser gemütvolle Schweizerdichter, hat einmal der Arbeit der Lehrer ein herrliches Zeugnis ausgestellt mit den Worten:

„Ein Jährchen in der Schulbank sitzen will nichts heissen, aber zwanzig Jahre mit Stab und Buch vor den Bänken der Kinder stehen und ihnen das A B C und das Einmaleins begreiflich machen, das ist eine Tat, die niemand würdig prämiieren kann!“

Die Heilige Schrift aber weist, bei Daniel, viel höher über diese „Prämie“ hinaus, wenn sie sagt:

„Jene, welche viele in der Gerechtigkeit unterwiesen haben werden, werden leuchten, wie die Sterne des Himmels!“ E. Manz.

Die Generalversammlung des Schweizer. Katholischen Frauenbundes

findet am 1. Juli in Einsiedeln in Verbindung mit der grossen Dank- und Bittwallfahrt der Müttervereine vom 2. Juli statt. Man melde sich bis spätestens 15. Juni direkt bei der Zentralstelle des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes, Burgerstr. 17, Luzern, an und vermerke gleichzeitig, ob es sich um ein einmaliges (Samstag-Sonntag) oder ein zweimaliges (Freitag-Samstag-Sonntag) Uebernachten handelt.

Volksschule

Es werde Licht! Material für Lektionen der mittleren Primarklassen.

Kurz und einfach lautet der Schöpfungsbericht aus der Hl. Schrift: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war wüst und leer. Finsternis lag über dem Abgrunde und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Da sprach Gott: **Es werde Licht!** Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da wurde aus Abend und Morgen der erste Tag.

Die Menschen hatten sich bald an den stetigen Wechsel von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht gewöhnt. Nur wenn das Ungewohnte eintrat, dass sich die Sonne oder der Mond verdunkelte und keinen Schein mehr gab, dann fuhr ein Schrecken in sie; sie erhoben ein lautes Geschrei. Und wenn aus dunklen Wolkengebilden flammende Blitze zur Erde fuhren und furchtbare Donnerschläge die Erde erschütter-

ten, dann eilten die Menschen zitternd unter ein schützendes Obdach oder versteckten sich gar ins Innere der Erde. Brach aber nach dem schrecklichen Gewitter wieder die lachende Sonne aus den Wolken und spendete wie vorher ihre milde Wärme, dann beruhigte sich der Mensch wieder. So abhängig war er von den Strahlen der Sonne zu allen Jahreszeiten, dass er mit der Zeit das Geschöpf mit dem Schöpfer verwechselte, das schöne, unerklärliche Licht, die Sonne, zu seinem Gotte machte und ihr göttliche Ehre erwies. Er war sich nicht bewusst, dass das wohlthuende Licht nur eines der unendlich zahlreichen Wunderwerke des allmächtigen Schöpfers ist.

Der Wunsch, dieses Licht, das wärmende und leuchtende Feuer auf die Erde herab zu bringen, ist so alt, wie die Menschheit selber.

Er spiegelt sich bereits in der griechischen Sage wieder, von der unsere Schüler später hören werden:

Der göttergleiche Prometheus, der Freund der Menschen, hatte aus dem Olymp das Feuer geraubt, es in einem Strauche versteckt und dem Menschen gebracht. Zur Strafe für diesen Frevel wurde er vom Gotte Zeus an einen Felsen des Kaukasus geschmiedet. Dort hackte ihm ein Geier die Leber aus, die nachts immer wieder nachwuchs. Herakles, der Sohn des Zeus, befreite den gefesselten Prometheus wieder.

Wohl besaßen nun die Menschen das Feuer, das Göttergeschenk, aber mit der Freude ging Hand in Hand die bange Sorge um die Erhaltung desselben. Auch im alten Rom brannte zum Ruhm und zur Verehrung der Göttin Vesta, der Beschützerin des heimischen Herdes, ein ewiges Tempelfeuer. Vier, später sechs jungfräuliche Priesterinnen pflegten die heilige Flamme. Aufmerksam nährten sie die Glut, denn beim Erlöschen des Feuers wurden die Schuldigen lebendig begraben.

Die Sehnsucht nach dem Feuer kommt auch im „Robinson“ zum Ausdruck. Dort heisst es (Ausgabe Gräbner):

Robinson lauschte dem Rollen des Donners, der sich tausendfach an den Felsen brach. Da, auf einmal ein Schlag, ein Knattern, Licht ringsum. Es hatte dicht bei ihm eingeschlagen. Für einige Sekunden stockte sein Atem. Er befühlte seine Glieder, — Gott sei Dank! sie waren heil. Doch da, was war das? An dem Baumriesen, den der Blitz zerschmettert hatte, züngelte Feuer auf. Auch das trockene Gestrüpp rings herum fing Flammen.

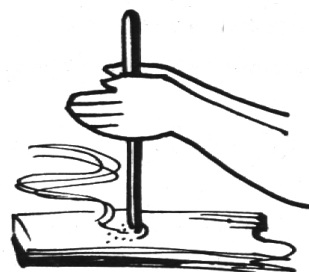
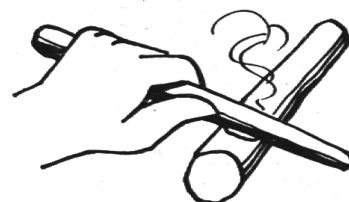
Im ersten Augenblick wollte Robinson fliehen. Dann aber ergriff ihn eine unbeschreibliche Freude. „Feuer!“ jauchzte er laut auf, „Feuer!“! Wornach er sich so sehr geseht, das leuchtete ihm entgegen wie ein Engel vom Himmel. Holzäste warf er hinein, trockenes Gras und was an Brennbarem zur Hand war. Er konnte sich nicht sattsehen an diesem geheimnisvollen Leben.

Dann erfasste er mit sicherem Griff einen grossen, brennenden Ast, und schnell wie der Wind eilte er damit zu seiner Höhle. Hier legte er auf dem freien Platze vor seiner Wohnung einen Haufen Holz darauf. Heissa! Das loderte und prasselte, dass es eine wahre Lust war, dabei zu sein.

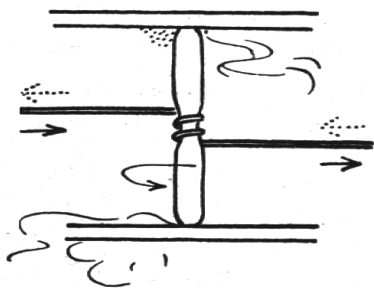
So gross die Freude Robinsons über des Himmels Geschenk, so gross die Enttäuschung beim Verluste. (N. Gräbner.)

Endlich, nach langem Wandern und Suchen kommt ihm die Gegend bekannt vor. Richtig, dort ist sein Berg und siehe, da liegt die Höhle. Doch warum steigt kein Rauch auf von seinem Feuer? Er eilt hinan. Dort liegt die Feuerstelle, schwarz und tot. Mit bebenden Fingern durchwühlt er die Asche. Alles kalt! Kein armseliges Fünkchen ist ihm geblieben. „Tor, Tor“, ruft er voll Verzweiflung und rauft seine Haare. Der ganze Jammer seiner Hilflosigkeit durchtobt sein Gemüt.

Was Robinson als e i n z e l n e r erlebte, das macht ein jedes Urvolk durch. Es bemüht sich, das wertvolle Feuer, das ihm die Tücke des Regens ausgelöscht, in harter Arbeit wieder zu erwecken. Meist geschieht es durch Reiben von Holzstäben verschiedener Härte.



Auch in der gekürzten Robinsonerzählung im 3. st. gallischen Schulbuch ist hievon die Rede. Einem bezüglichen Versuch bringen die Schüler grosses Interesse entgegen. Ich benötige dazu zwei Brettchen und einen Rundstab. Zwei Buben ziehen abwechselnd an der Schnur. Damit der Rundstab dabei sich fortwährend dreht und nicht seitwärts ausgleitet, habe ich in die Brettchen kleine Vertiefungen eingebohrt. Einige Sandkörnchen darin vermehren die Reibung und damit auch die Erwärmung. Bis zum Feuer habe ich es zwar noch nie gebracht, aber doch zur Rauchentwicklung. Diese und der Brandgeruch in den Nasen der Schüler wirken nachhaltiger und eindrucklicher als viele Worte.



Hierzulande hat man sich in alter Zeit mit Stahl, Feuerstein und Zunder (Baumschwamm) geholfen. Dass es funkt, wenn Stahl hart auf Eisen schlägt, haben unsere Schüler schon manchesmal erfahren und berichten hierüber: Wenn wir zwei Feuersteine in einer dunklen Ecke aneinanderschlagen, — im Winter funkt's, wenn die Schlittensohlen über eine steinige Stelle des Schlittweges dahinsausen —, wenn die Hufe der Pferde auf Kieselsteinen aufschlagen —, wenn die Nägel der Holzbodenschuhe auf dem Strassenpflaster hart anschlagen, sogar auf den Plättchen im Schulhausgang!! —, wenn der Maurer mit seinem Meissel auf einen Kieselstein trifft, und wo noch?

Der Lehrer berichtet:

Ich beobachtete in meiner Jugend selber noch alte Männer, die zur Entzündung ihrer Tabakpfeife einen Stahl, oder statt dessen den Rücken ihres Sackmessers, einen Feuerstein und Zunder benützten. Dabei sprühten die Funken und fielen auf den trockenen Schwamm, der zu glühen begann. Der Raucher hielt den glühenden Zunder an die Pfeife und bei den ersten Zügen fing auch der Tabak an zu glühen.

So entzündete man in alter Zeit immer auch am Karsamstag das Osterfeuer und von diesem die Osterkerze und das über den Todestag unseres Herrn ausgelöschte ewige Licht. Früher musste der Messmer das Licht für die Altarkirchen immer vom ewigen Licht her nehmen. Das Rütlifeuer vom 1. August 1941 (650. Gedenktag) wurde ebenfalls vom ewigen Licht in der Kirche in Schwyz angezündet und die Rütliläufer trugen es in alle Kantone hinaus.

Wie viel leichter ging das Entzünden des Feuers, nachdem das Zündholz erfunden war! Im Jahre 1833 wurden erstmals Phosphorzündhölzchen fabriziert. Sie brauchten keine

besondere Reibfläche, sie liessen sich an jedem Stein, an jedem Brett, ja sogar an den Schuhsohlen und Hosenböden anzünden. Aber der gelbe Phosphor erwies sich als sehr gesundheitsschädlich. Wer damit zu tun hatte, Arbeiter oder Arbeiterin, verspürte die unheilvollen Wirkungen an sich. Da durfte man nicht länger zusehen. Im Jahre 1898 nahm unser Schweizervolk ein Gesetz an, das die Ein- und Ausfuhr, den Verkauf und die Herstellung von Zündhölzern mit gelbem Phosphor im ganzen Lande verbot.

1858 hatte der Schwede Langström bereits ein Sicherheitszündholz erfunden und in den Handel gebracht. Die Schüler kennen wohl alle die schwedischen Zündholzschächtelchen mit ihren gelben Deckblättchen, den braunen Reibflächen und der sonderbaren Sprache, die darauf geschrieben steht, der schwedischen, die mit der unsrigen so manches ähnlich hat:

Säkerhets Tändstickor / Sicherheits-Zündhölzer.

utan svafvel / mit Schwefel.

och fosfor / auch Phosphor.

Heute werden solche schwedische Zündhölzer auch in der Schweiz fabriziert, in Wimmis, Kandergrund, in Unterterzen am Walensee u. a. O. Sie tragen aber dennoch den Aufdruck in schwedischer Sprache.



Aber noch so bald ist ein Schächtelchen Zündhölzer verbraucht. Die Mutter findet, hier liesse sich noch etwas einsparen und kauft sich einen Gasanzünder.

Wir haben für unsere Küche einen Gasanzünder. Er hat zwei Stänglein. Das eine hält wie mit drei Fingern einen kleinen Feuerstein fest. Wenn ich die beiden Stänglein zusammendrücke, so fährt das eine mit dem Feuerstein über eine gerippte Reibfläche. Wenn ich wieder los lasse, so

schnellt es wie von einer Feder zurück. Dabei gibt es kleine Fünklein. Diese entzünden das Gas wie ein Zündhölzchen. So kann die Mutter in einer Woche schon eine ganze Menge Zündhölzchen ersparen.



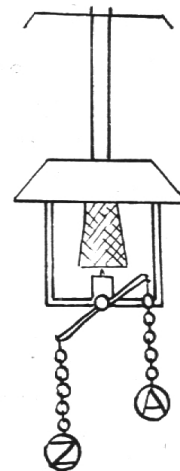
Mein Vater braucht zum Rauchen immer viele Zündhölzchen. Da hat ihm die Mutter zu Weihnachten ein Taschenfeuerzeug geschenkt. Das ist ein viereckiges, eisernes Schächtelchen. Wenn der Vater auf einen Knopf drückt, dann springt der Deckel auf. Dabei reibt ein Rädlein mit spitzigen Zacken sich an einem winzigen Feuerstein. Das gibt Funken. Diese entzünden den feinen Docht, der aus einem kleinen Benzinbehälter heraus guckt. Der Vater zündet sich mit diesem Feuerchen seinen Stumpen an und schliesst den Deckel zu. In seiner Westentasche versorgt er das kleine Schächtelchen wieder.



Ein Brennglas. Emil hat von seinem Vater ein Vergrößerungsglas bekommen. Es ist aber auch ein Brennglas. Wenn die Sonne scheint, so hält er es auf eine Zeitung. Das gibt einen runden Schein. Wenn er so klein ist wie ein Pünktchen, so fängt auf einmal das Papier an zu rauchen und zu brennen. Emil hat mit seinem Brennglas einmal Falchengras am Waldrand angezündet. Da wäre beinahe ein Waldbrand entstanden. Wieder ein andermal hat er mit seinem Brennglas eine Reihe Buchstaben auf ein Brettchen eingebrannt. Wenn man aber lange auf das Pünktchen schaut, wird es

einem grün und blau vor den Augen, und man sieht fast nichts mehr.

Unsere Gaslampe. An unserer Gaslampe in der Stube hängen zwei gelbe Kettelchen. Das eine trägt in seinem Ring ein Z, das andere ein A. Ziehe ich beim A, so entsteht eine kräftige Flamme. Sie bringt den weissen Gasstrumpf zum Glühen, und es wird taghell in der Stube. Ziehe ich beim Z herunter, so erlischt die Flamme und auch der Strumpf hört gleich auf zu glühen. Eine kleine Flamme, so klein, dass man sie kaum sieht und fast kein Gas braucht, brennt den ganzen Tag weiter. So brauchen wir am Abend kein Zündholz anzuzünden, sondern nur das Kettelchen herunter zu ziehen.



Eine lustige Aussprache, die ich vor manchen Jahren hielt, steigt da in meiner Erinnerung auf. Auf die Frage: Warum darf man denn nicht so herumstampfen in der Stube?, meinte ein pffiffiger Bube: Mer dörfid nöd so umestampfe, sus putzt's de Lüte, wo under üs wohnid, d'Strümpf a de Gaslampe.

Seit überall das elektrische Licht installiert ist, haben wir noch rascher und einfacher Licht. Eine Drehung am Schalter, heute nur noch ein Druck auf den Stift und schon leuchtet es taghell von den glühenden Drähten der Glasbirne. Wie notwendig ist uns heute, im Zeitalter der Verdunkelung die elektrische Taschenlampe! Ein Druck oder Stoss — und wir finden den Heimweg auch nach 22 Uhr. —

Oh, wie wenig denken wir Spätgeborene heute dran, wenn wir Zündhölzer unnütz verbrauchen und unachtsam wegwerfen, welche ständige Sorge unsere Vorahren hatten, das Feuer

herzustellen, Tag und Nacht treu zu hüten und es nie ausgehen zu lassen.

Aber auch die *Materialien*, die das Leuchtfeuer benötigte, sie haben einen langen Entwicklungsgang, die Erfahrungen langer Zeiten und vieler Menschen hinter sich.

Je tiefer die Kulturstufe, auf der sich der Mensch befindet, umso eher kommt er ohne das Feuer zu Beleuchtungszwecken aus, je höher, umso schärfer und heller muss die Lichtquelle sein, die ihm zu seiner feinen Handarbeit leuchtet.

Die Höhlenbewohner haben es sicher vorgezogen, die gejagten Tiere vor der Höhle draussen am hellen Tageslicht auszuweiden und dort die Felle zu schaben, statt in der finstern Höhle drin. Je länger die Nacht, umso ausgiebiger war auch die Nachtruhe in ihren Bärenfellen, bis wieder die Tageshelle zum Höhleneingang herein schimmerte.

Auch der Senn auf der Alp braucht seine Sturmlaterne nur in ganz seltenen Fällen. Noch ehe es völlig dunkel ist, legt er sich auf sein Heulager und am Morgen ist er schon mit der Sonne wieder auf und die steigt früh über die Berge.

Wo in alter Zeit das Herdfeuer zur Beleuchtung der Räume nicht genügte, zündete man Kienspäne an. Das waren meterlange, ca. 5 cm dicke Späne, die auf dem Ofen getrocknet und in eine Oeffnung an der Wand oder in Metallklammern schräg eingesteckt wurden. Darunter stand meist ein Gefäss mit Wasser, damit die herunterfallenden glühenden und brennenden Teile aufgefangen und unschädlich gemacht werden konnten. Zwar machte der viele Rauch, den die Späne beim Verbrennen erzeugten,



nach kurzer Zeit die Atmung beschwerlich. Wie glücklich war man darum, als man um einen Holzstab geharztes oder gefettetes Werg band, dieses in Brand steckte und wie eine Fackel benützte.

Die Wachskerze stellte man her, indem man einen Fadendocht so lange durch flüssiges Bienenwachs zog, bis die gewünschte Dicke und Rundung erreicht war. Die Kerze diente vorerst nur kirchlichen Zwecken und ist es bis heute geblieben. Die Bauern hatten darum auch Bienenwachs als Abgabe an die Klöster zu entrichten.

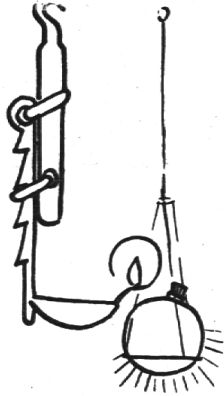


Billiger als Bienenwachs war der Unschlitt, weshalb die Unschlittkerzen lange Zeit als das gewöhnliche Beleuchtungsmittel der bürgerlichen Haushaltung diente, erst wurden sie in hölzernen Hängeleuchtern aufgesteckt, später wurden die Leuchter aus Messing, Zinn oder Eisen erstellt. Man gab ihnen die Formen von Kreuzen, Kronen, Tieren, Engeln und weiblichen Figuren, wie man sie noch heute in Museen und alten Schlössern aufgehängt sieht.

Die Entdeckung, dass tierisches Fett zur Beleuchtung dienen könne, bedeutete einen grossen Fortschritt. Man schmolz Schmer oder Unschlitt in einem irdenen Schüsselchen und legte einen Docht aus Werg hinein. Wollte man das Licht auch in andere Räume tragen, so versah man es mit einem Henkel. Das Fett vermengte man mit Grünspan und Sand, damit es schöner aussah und langsamer brenne. Die Nöpfe wurden entsprechend der Grösse der Zimmer, kleiner oder grösser, gewählt.

Wer aber als Schneider oder Schuhmacher zu seiner Arbeit Beleuchtung nötig hatte, der brauchte dazu eine Hängelampe, die er je nach Bedarf höher oder tiefer hängen konnte. In dem

ziemlich ebenen Schüsselchen brannte Tierfett, in dem ein dünner Docht steckte. Ich bin anlässlich der Volkszählung 1910 in Oberuzwil in ein Bauernhaus auf den Vogelsberg gekommen, wo eine derartige Lampe noch die einzige Stubenbeleuchtung darstellte.



Um das Licht auf die Arbeit zu konzentrieren, hing neben der Lampe des Schusters oder Schneiders meist noch eine grosse Glaskugel, mit Wasser gefüllt. Dieses Gefäss warf einen kreisförmigen, ruhigen Schein auf das Leder oder den Stoff, auch wenn die Kerze zuweilen flackerte.

Heute noch sehen wir in der Karwoche am hl. Grabe die roten, blauen, gelben und grünen Kugeln, hinter denen Kerzen brennen. „Sie macht Augen wie Heiliggrabkugeln“, hörte ich als bekannte Bemerkung früher noch dann und wann.

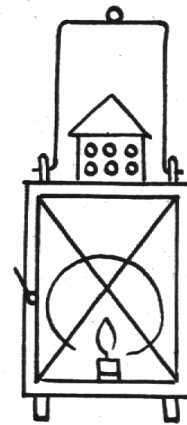
Für die Strassenbeleuchtung verwendete man in alter Zeit die offenen Harzpfannen, die „Zündpfännlin“, wie sie z. B. in Lichtensteig an drei Orten angebracht waren, am Obertor, Untertor und bei der Kirche. Auf einem Teller von Eisenblech, einem Fladenblech ähnlich, wurde bei nächtlichen Feuersbrünsten und bei



einer nächtlichen Spritzenprobe eine schwarze Masse aus Kuder (Hanf) und Harz verbrannt, was die Umgebung eine Zeitlang beleuchtete.

In meinem Heimatdorfe Berneck wird am Karsamstag noch heute zur Auferstehungsfeier eine Prozession veranstaltet und der ganze nächtliche Weg von der Kirche, um das Schulhaus herum und längs der Heiligkreuzkapelle mit solchen Harzpfannen erleuchtet. Diese stimmungsvolle Abendbeleuchtung ist mir als alter Auferstehungsbrauch in unauslöschlicher Erinnerung geblieben.

Später behalf man sich in den Städten damit, dass ein jeder Hausbesitzer Abend für Abend privatim seine Laterne über dem Hauseingang aufhängte, bei nächtlichen Feuersbrünsten war er dazu sogar verpflichtet. Im Städtchen Wil findet heute noch jeweilen am



Silvesterabend ein Lichterumzug der Schuljugend statt. Ein jeder Hausbesitzer hat seine Hauslaterne auszuhängen, was bei dieser Gelegenheit kontrolliert wird. Ulrich Hilber schildert den Silvester-Obet z'Wil in seiner bekannten heimeligen Art:

Bis d'Lehrer dänn endli doch en Zog zamebringed, chunt obe-n-a de Hüsere do und dei efang e Liechtli füre-n — und bald brennt d'Kirchgass uf und ab a jedere Wonig e Laterne, wie's befolen-n-ischt uf die sechs. Und eri Cherze lüchtet und züngled so fründlech i-d'Gass abe-n-und of das lebige Völchli, als öb se si weiss wie meine wöred, wenigstens no emol im Johr z'Ehre z'cho nebet dem neumödige elektrische Gflunker. „Nu, nu“, blinzlets, „wenn dänn die Hochmuetsnare so mängs Johr

treuli zündt händ am Altjohr-Obet und bi jeder Brunscht wie mir, so wered's chasi denn au in Winggel gstellt, und seb wered's."

Seit dem 15. und 16. Jahrhundert kam das Oel als Beleuchtungsmittel auf, das Oel, das aus Raps, Oliven oder aus Tran gewonnen wurde. Es war zwar teurer, wurde aber bald beliebter, weil es heller brannte und weniger übelriechende Dünste erzeugte. Ganz geruchlos war auch das Rübenöllicht nicht. Meine Grossmutter hatte noch „Duustliechtli“ zur Beleuchtung des Hausganges, zum Herumtragen in den einzelnen Zimmern. Es waren messingne Leuchter, die oben in einer Kugel das Oel enthielten. Auf der Seite wurde, wenn nötig, neues Oel eingegossen, oben guckte der dünne, runde Docht heraus. Nach Gebrauch wurde er mit einem messingnen, runden Hütlein zugedeckt und allfällige Gase so eingesperrt. Aber doch war im Hausgang, in der Küche und Stube, allüberall im Hause, noch der etwas unangenehme Geruch des Rübenöls zu spüren, und ich kann mir das Haus der Grossmutter und sie selbst in meiner Erinnerung gar nicht anders denken ohne den mit ihr unzertrennlich verbundenen Geruch der „Duustliechtli“, die sie jeden Tag putzte und frisch füllte. Meine Grossmutter mit ihrem Rapsöllichtlein ist mir wieder lebhaft in Erinnerung gekommen, als ich dieses Frühjahr die vielen hellgelben Rapsfelder beobachtete, die zwar nicht Brennöl, wohl aber Speiseöl in unserer fettarmen Kriegszeit liefern müssen.

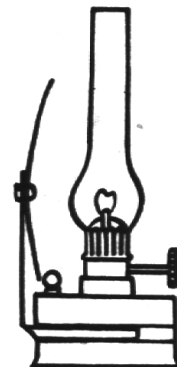


Dann aber eroberten die Schienenstränge der Eisenbahn alle Länder Europas. Das Erdöl, das in ungeheuren Mengen in Russland und in Rumänien aus der Erde quoll, konnte nun be-

quem und billig nach aller Herren Länder geführt werden. Und als dann gar noch im Jahre 1855 ein Amerikaner die Petrollampe erfunden hatte, da musste ihr das „Duustliechtli“ Platz machen. Die Steh- oder Hängelampe mit ihrem Rundbrenner, bei dem von innen und aussen frische Luft zuströmte, erzeugte eine hellere Flamme. Auch der Lampenzylinder aus Gas sorgte wie ein Kamin dafür, dass die verbrannten Gase gut abzogen. Mit einem drehbaren, runden Scheibchen war die Flamme zu regulieren. blieb sie zu tief, so verpesteten die unverbrannten Oelgase die Luft, war sie zu hoch geschraubt, stieg die Leuchtflamme bis über den Glaszylinder hinaus, die Zufuhr von Sauerstoff genügte nicht mehr und unverbrannte Kohlenteilchen flogen wie Mücken in der Luft herum und setzten sich unliebsam an Vorhänge, Teppiche und Möbel. Brannte der Docht zu einseitig, so behalf man sich mit der Lichtschere, wie man sie heute noch in alten Häu-



sern findet. Das Zeitalter der Petrollampe liegt noch gar nicht so weit zurück. Als ich 1905 meine erste Lehrstelle verliess, schenkten mir die Schüler zum Abschied noch eine Petrol-Stehlampe. Auch heute trifft man in abgelegenen Häusern immer noch die Petrollampe. Aber es wird gegenwärtig wohl schwer halten, Erdöl



auch zu einem viel höhern Preis noch zu erhalten.

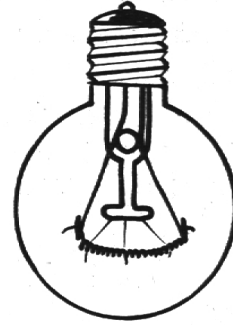
In Städten und grössern Ortschaften waren unterdessen Gaswerke erstanden. Das Kohlengas diente zu Heiz-, Koch- und Leuchtzwecken. Die Petrollampe, die sogar nächtlich die Strassen beleuchtet hatte, wurde durch die Gaslampe ersetzt, über der offenen Gasflamme stand ein Glühstrumpf, der durch die Hitze zum Glühen kam und weit heller leuchtete als die Flamme selber.

Wo man in kleinern Ortschaften nicht dazu kam, ein kostspieliges Kohlengaswerk zu erbauen, behalf man sich mit einer kleinen Azeetylen-Anlage. Wenn es auch gegenüber dem Petrollicht unzweifelhafte Vorzüge aufwies, hatte es den Nachteil, dass die Blumen in der Stube nicht mehr gedeihen wollten. Als Velo-beleuchtung liess sich das Carbidlicht gut verwenden. Heute sieht man Carbidlampen etwa noch auf den Jahrmärkten, wenn die Krämer auch nach eingetretener Dunkelheit ihre Stände und Waren beleuchten wollen.

Unser Gashäuschen, in dem unser Schulabwart s. Z. solches Gas herstellte, indem ständig Wasser auf das Carbid tröpfelte, steht noch und dient heute der Herstellung von Holzwohle.

Ganz ungefährlich war allerdings die Gas- oder die Petrollampe nicht. Wie manches Menschenleben musste einer Gasvergiftung zum Opfer fallen, wie manchen Brand hatte die Petrollampe zur Ursache!

Als drum Edison die wunderbare Erfindung der elektrischen Glühbirne machte, traten Gas und Petrol für die Beleuchtung unserer Wohnräume mehr und mehr zurück. Das elektrische Licht hatte den Vorteil der völligen Geruchlo-



sigkeit, die ständige Reinigung und das Nachfüllen wie bei den Petrollampen, das Anzünden mit Zündhölzern fielen weg. Erst waren es die 16kerzigen Kohlenfadenlampen, deren Licht mit der Zeit rötlicher und geringer wurde, dann kamen die viel heller brennenden Metallfadenlampen auf.

Lampen mit noch grösserer Leuchtkraft, die Quarzlampen und Violettstrahler werden vom Arzte sogar zu Heilzwecken benützt. Wie die Sonne bestrahlen sie die armen Kranken oder Teile ihres Körpers.

Auch die modernen Verkehrszeuge, das Tram und die Bahn und das Auto und der Flieger machten gern von der elektrischen Lampe Gebrauch. Durch Anlage eines Hohlspiegels hinter der Glühbirne werden deren Strahlen weit



nach vorn geworfen. Der so entstandene Scheinwerfer an Velos, Autos und Lokomotiven beleuchtet die zu befahrende Strecke hundert Meter weit taghell und verhindert dadurch manche Unglücksfälle.

Wer aber heute eines Abends durch die Gassen einer Großstadt wandert, der sieht, wie sich auch die Reklame der elektrischen Birnen, der Geissler-Röhren, bedient. Was für eine Unzahl von Linien, Zeichnungen, Namen und Schriften in rot, blau, grün, gelb leuchten uns als Lichtreklame für alle möglichen Dinge ent-

gegen oder leuchten nur für einige Momente auf! Ist da die Nacht nicht fast wieder zum Tag geworden? —

Es ist eine interessante Entwicklung, welche die Beleuchtung für uns Menschen im Laufe der Zeit genommen hat. Wer aber von uns Lehrern noch im 19. Jahrhundert geboren war, der hat einen schönen Teil der Fortschritte auf diesem Gebiete selbst mitgemacht und erlebt und kann im Unterricht manches hierüber berichten. Es ist etwas Wunderbares um das Feuer. Gewiss hat unser Dichter Schiller recht, wenn er in seinem unsterblichen „Lied von der Glocke“ zu uns spricht:

Schulfunksendungen im Juni

1. Juni: Warum die Bergbauern wandern. Dr. E. Erzinger schildert das Leben der Bergbauern vom Puschlav, die jahraus, jahrein mit Familie und Vieh vom Tal auf die Maiensässe und zur Alp wandern, um diese Gebiete so zu bewirtschaften, wie es ihre Vorfahren schon seit uralter Zeit getan.

6. Juni: Mit 3000 PS durch die Schweiz. In einer Hörfolge schildert E. Grauwiler, Liestal, die Entwicklung der Verkehrsmittel von der Postkutsche bis zum modernen Leichtschnellzug, um damit im Schüler das Staunen zu erwecken über die modernen Schnellzugslokomotiven.

13. Juni: Der bernische Grosse Ratttag. In einer Hörfolge schildert Schulinspektor E. Aebersold, Ittigen b. Bern, die Tätigkeit des Grossen Rates und gibt damit einen Einblick in das parlamentarische Leben überhaupt, wie es sich in den Kantonsräten abspielt.

15. Juni: „Wie machet's dänn die Zimmerlüt?“ In einer musikalischen Sendung schildert Hermann Leeb, Zürich, das Lied der Arbeit, wie es als Klang der Arbeit, Gesang zur Arbeit und Lied von der Arbeit im Volkslied überliefert wurde.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.
Und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft. —

Quellen:

Heilige Schrift.

Robinson (Ausgabe Grädner).

Sanggallerland — Sanggallerbruuch. Orell Füssli, Zürich.

Die gute alte Zeit. Von Hs. Lehmann.

Schüleraufsätze.

Karl Schöbi.

20. Juni: Am Hochofen. Unter diesem Titel stellt E. Grauwiler, Liestal, in einer Hörfolge die Eisengewinnung in Choindex dar. Diese Sendung wird die unterrichtliche Behandlung des Eisens wertvoll unterstützen. Der Lehrer wird hiebei gerne nach der reich illustrierten Schulfunkzeitschrift greifen.

23. Juni: Die Löwen von Kyburg, resp. die Glieder des Kyburger Adelsgeschlechtes und deren Taten schildert Heinrich Hedinger, Zürich. Diese Sendung, die ein Grafengeschlecht in seiner Blütezeit darstellt, wird am besten vorbereitet durch die Behandlung des Rittertums.

28. Juni: Tarnen und Warnen im Tierreich. Prof. Dr. Lehmann stellt für Schüler vom 6. Schuljahr an die wunderbaren Erscheinungen der Schutzfärbung und der Angleichung in der Tierwelt dar, durch die eine Schutz- oder Schreckwirkung erzeugt werden soll.

30. Juni: Le Rat de ville et le Rat de champs. Fable de Lafontaine. Sie dient Herrn Samson, Zürich, als Ausgangspunkt zu einer sprachlichen Sendung für den Französischunterricht. E. G.

Umschau

Aus dem Erziehungsleben in den Kantonen und Sektionen

Glarus. Landsgemeinde, Wahlen, Schulprobleme. Im Glarner Blätterwald tobte vor der diesjährigen Landsgemeinde ein Presse Sturm. Der katholische Regierungsvertreter, der seit 100 Jahren wieder einmal zwei Jahre lang das Landesschwert führte,

war das Angriffsziel harter Angriffe. Und eigenartig: jene Kreise, die früher eine Altersgrenze befürworteten, stimmten diesmal der Wiederwahl des 73jährigen Herrn Landammann Josef Müller zu. Dem verdienten Herrn Erziehungsdirektor war es vergönnt, eine wuch-